Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 20 (1949)

Artikel: Pappeln bei der obern Mühle
Autor: Hefti-Gysi, Mathias
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-918335

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

PAPPELN BEI DER OBERN MÜHLE

VON MATHIAS HEFTI-GYSI

Auf der Westseite des schönen und charaktervollen Bauwerkes der Oberen Mühle zu Lenzburg und diesseits des Aabaches, wenn wir den Standort des Photographen auf dem Bild Seite 12 uns zu eigen machen, steht ein Dutzend langschäftiger Pappeln. Sie halten gleichsam Wache, um das Sausen und Brausen und den Anprall der westlichen Winde, die sehr häufig Regen- und Sturmwinde sind, zu brechen. Gewiß — es ist kaum mehr in Erfahrung zu bringen, ob vor Zeiten, da man die Bäume pflanzte, die Hoffnung obenauf schwang, daß sie dereinst den Wind und die Regenschauer, welche von der Abendseite her angestürmt kommen, brechen und niederhalten würden. Sicher aber ist, daß diese Bäume dem alten und nicht unbedeutenden Bau eine prachtvolle Staffage geben, die, wäre sie nicht schon da, erst noch gemacht und angeordnet werden müßte. Es ist ein ganzes Dutzend Pappeln, welche die Westseite des Gebäudes ziervoll flankieren. Eine dreizehnte steht als Einzelständer auf dem schmalen Inselchen vor der Mühle zwischen Bach und Kanal. Am untern Ende der Reihe, die in einer einzigen geraden Zeile hart am Aabach entlang läuft, sind zwei Bäume unter rechtem Winkel zur übrigen Front ausgerichtet. Sie stellen eine angenehme und architektonisch notwendige Verbindung zur Seonerstraße her. Alle diese Pappeln haben schon eine recht beträchtliche Höhe und auch einen ansehnlichen Stammumfang erreicht. Sie bleiben mit ihren 20 bis 24 Metern und anderthalb Meter Umfang allerdings hinter andern schweizerischen und deutschen Brüdern, die es auf über vierzig Meter Länge und mehr als vier Meter Rundung um das untere Ende des Stammes gebracht haben, um ein beträchtliches Maß zurück. Aber unsere Bäume sind ja noch keineswegs am Ende ihrer Tage, ihrer Kraft und Möglichkeiten!

Diese langen, schlanken, so entschieden himmelwärts strebenden Baumgestalten, die, wie ein Schriftsteller unserer Tage einmal treffend bemerkte, nur mit dem Auge und nicht mit dem Fuße zu erklettern sind, verleihen dem sehr ansprechenden Bilde einen Zug ins Ungewöhnliche, ja Große. Da erlebt und sieht man wieder einmal mehr, welche Steigerung eine baukünstlerisch so gewinnende, das Auge unmittelbar erfreuende Ansicht, durch die Vereinigung

mit Baumwerk erfahren kann. Menschenwerk und Erzeugnis der Natur haben hier im Bilde eine Einheit gefunden, welche in ihrer Geschlossenheit und Harmonie überzeugend wirkt, ja geradezu freudig stimmt. Der Zusammenklang von Baum und Bau, Hintergrund und hochgewölbtem, leicht tuschiertem Himmel ist so natürlich und fesselnd, daß man unwillkürlich an ein gutes Gemälde erinnert wird ... !

Wenden wir uns nun ein wenig der Naturgeschichte dieser hochgereckten, in einem einzigen, mächtigen Aufschwung himmelwärts strebenden Bäume zu!

Dem Pflanzenfreund dürfte wohl nicht unbekannt sein, daß unsere heimatliche Gehölzflora nur drei verschiedene Pappelarten zählt? Es sind dies die weißflimmernde Silberpappel,[1] je ein mächtiges Exemplar derselben steht im Garten der „Burghalde" und bei der Garage von Herrn Bezirksarzt Meyer an der Niederlenzerstraße, weiter die nervöse, fast stets unruhige Zitterpappel,[2] auch Espe genannt, deren rundliche, langgestielte Blätter beim leisesten Windhauche erzittern und so zum Sinnbild der Menschenangst geworden sind, sowie die dunkelfarbig berindete Schwarzpappel,[3] die in der Schweiz auch Sarbache oder Saarbaum heißt, da sie augenfällig gerne an kiesüberschwemmten Flußufern steht und „versaaren" soviel wie Überschütten von Uferböden mit Kies und Geröll bedeutet.

Der Name Pappel ist dem Lateinischen entnommen. Die Römer nannten Baum und Gattung Populus. Mit dem allmählichen Heimischwerden dieser Benennung im deutschen Sprachgebiet wurde aus dem Römerworte das mittelhochdeutsche Popel oder Papel, welches sich dann in der Folgezeit bei uns zum Worte Pappele ummodelte.

Trotzdem das Geschlecht der Pappeln in unserer Flora nur drei Vertreter hat, ist der Verwandtschaftskreis in den gemäßigten Zo-

[1] Die Silberpappel ist leicht kenntlich an ihren efeuähnlichen Blättern mit weißfilziger Unterseite, welche im Spiel des Windes silbrig flimmernd aufleuchtet.

[2] Die Zitterpappel zeigt von allen Pappelarten noch am ehesten den Charakter eines Waldbaumes. Sie vergesellschaftet sich gerne mit Birken und Erlen und bildet mit ihnen dichte Gehölze von malerischer Schönheit. Sie ist in ihren Ansprüchen durchaus bescheiden. Selbst auf trockenem, magerem Boden vermag sie noch zu gedeihen, braucht dann allerdings zu kräftigem, starkem Wuchse gute Walderde und ein mäßig temperiertes, luftfeuchtes Klima.

[3] Die Schwarzpappel entwickelt sich am besten in den Auwaldungen, also längs den Flußläufen. In unserer nähern Umgebung ist sie nicht häufig. Ein recht stattliches Exemplar findet sich gegen den Fünfweiher hin, am Rande des „Berg"waldes.

nen der Erde sehr ansehnlich, zählt er doch nicht weniger als hundert Vertreter. Die nahen und fernen Verwandten unserer einheimischen Pappelbäume haben ihre Heimatbezirke allerdings vorzugsweise in dem östlichen Asien oder dann im atlantischen Nordamerika aufgeschlagen. Sie geben sich ausnahmslos als Gewächse mittleren Temperamentes zu erkennen; den Extremen von Hitze und Kälte sind sie durchaus abhold.

Die Pyramidenpappeln bei der oberen Mühle sind nun aller Wahrscheinlichkeit nach nichts anderes als besondere und seltsame Wuchsformen der Schwarzpappel! Ihr Pyramidenwuchs gab ihnen den Namen. Die eigentümliche, an gotische Bauformen erinnernde Erscheinung wirkt entschieden fremdartig und außergewöhnlich. Wohl hat der Baum wie die andern Geschlechtsgenossen einen Stamm und auch seine Äste, aber da die letzteren nicht zum Dache sich breiten, wird die Funktion des Trägers sehr problematisch, reckt er sich doch gleich einem langen buschigen Schwanz in die Höhe! Die wirkliche Ursache dieser augenfälligen, ja frappierenden Auflehnung gegen die gebräuchliche Wuchsform unserer Bäume ist vorläufig ganz unbekannt und wird es vielleicht auch immer bleiben. Es mag sein, daß irgendwo und irgendwann einmal, durch äußerliche oder unerklärliche innere Gründe bedingt, plötzlich im Erbgut unseres Baumes sich Änderungen vollzogen, die ihrerseits wieder, in ihrer Rückwirkung auf den Baumtypus, im Rhythmus der kommenden Generationen die ursprüngliche Baumgestalt wesentlich anders modellierten. Solche sprungweise Abänderungen glaubt man bei verschiedenen Pflanzen sicher erkannt zu haben. Sie spielen in der neueren Entwicklungstheorie eine wichtige Rolle. Man nimmt ferner an, daß die ganze Architektur eines Baumes durch dessen Gene, das sind seine Erbanlagen, zum voraus bestimmt werde und, daß möglicherweise bei der Pappel diese tiefgreifende Umgestaltung (Mutation), an verschiedenen Orten der Erde, vielleicht sogar zeitlich kurz hintereinander, eingetreten ist. An dem sonderbaren Naturspiel hat dann der Mensch, als er es bemerkte, wohl Gefallen gefunden und damit auch künstlich dessen Verbreitung gefördert. Es sieht in der Tat so aus, als ob die Natur hier wieder einmal in einem starken Drange schöpferischen Gestaltens einen neuen Formtypus ausprobierte, um zuzusehen, wie weit sie damit käme. Unsere Pappel müßte nun allerdings den Beweis ihrer Bewährung erst noch leisten.

Sicher ist, daß man den schlanken, himmelwärtsweisenden Baum im Lande Hafis, dem heutigen Iran, schon seit langem kannte. Pflanzengeographen haben darum schon die Meinung vertreten, daß der

Die Obere Mühle zu Lenzburg

Aufnahme: Foto Kino Müller, Lenzburg

Bildungsherd der schmalwüchsigen, mit einem Zug ins Große, ja Festliche bedachten Baumart, in den wilden Tälern des Himalaya-Gebirges zu suchen wäre, doch das ist sehr ungewiß und wir müssen ehrlicherweise zugestehen, daß diese Ansicht sich in ihrer Fragwürdigkeit nicht über den Rang einer bloßen Annahme erhebt.

Recht sonderbar und bemerkenswert ist die Tatsache, daß man bis vor wenigen Jahrzehnten bei uns in der Schweiz, wie auch in dem nahen Deutschland, nur männliche Exemplare dieses sehr malerisch wirkenden Laubholzes kannte. So weiß man, daß die überwiegende Mehrzahl aller deutschen Pappeln als Ahnherrn nur ein kleines, unscheinbares Reis, das Alpenfahrer in der Mitte des 18. Jahrhunderts über den Gebirgswall brachten, besaß. Nun sind aber die Pappeln getrennten Geschlechts, das heißt, der eine Baum beherbergt nur männliche, der andere nur weibliche Blüten. Der Zufall wollte es, daß das erste bei uns in Mitteleuropa eingeführte Setzreis ein männliches war. Aus dieser ersten Stammpflanze konnte man darum auch keinen Samen und damit auch keinen Nachwuchs erhalten. Der Züchter war ganz auf die Vermehrung durch Zweige angewiesen. Erst viel später wurden einige wenige weibliche Exemplare, vor allem in botanischen Gärten, eingeführt, von wo aus sie aber nie eine ausgleichende Rolle zu spielen vermochten. Zudem führt die Vermehrung durch Schosse viel rascher zum Ziel und ist auch bequemer. Die künstliche Aussaat hat immer mit Schwierigkeiten zu kämpfen, während der freiwillige, natürliche Samenflug relativ leicht vonstatten geht . . . !

So ist also das einfache Reis, das man einst über die Alpen hinübertrug, das verbindende Glied, welches alle unsere Pappeln mit ihren italienischen und persisch-indischen Stammesgenossen auf eine geheimnisvolle Weise verknüpft. Alle Pappeln sind dadurch gleichsam Glieder eines einzigen unsterblichen und sonderbar zerteilten Riesenleibes geworden. Durch die ungeheuer weit gehende Teilbarkeit weitet sich so der Begriff des Individuums zu jenem eines Sammelwesens, das Ewigkeit hat und durch seine weite Verbreitung beinahe allgegenwärtig geworden ist. In jenem höheren Sinne aufgefaßt, sind darum alle heutigen Pappeln gewissermaßen die Äste eines einzigen Baumes!

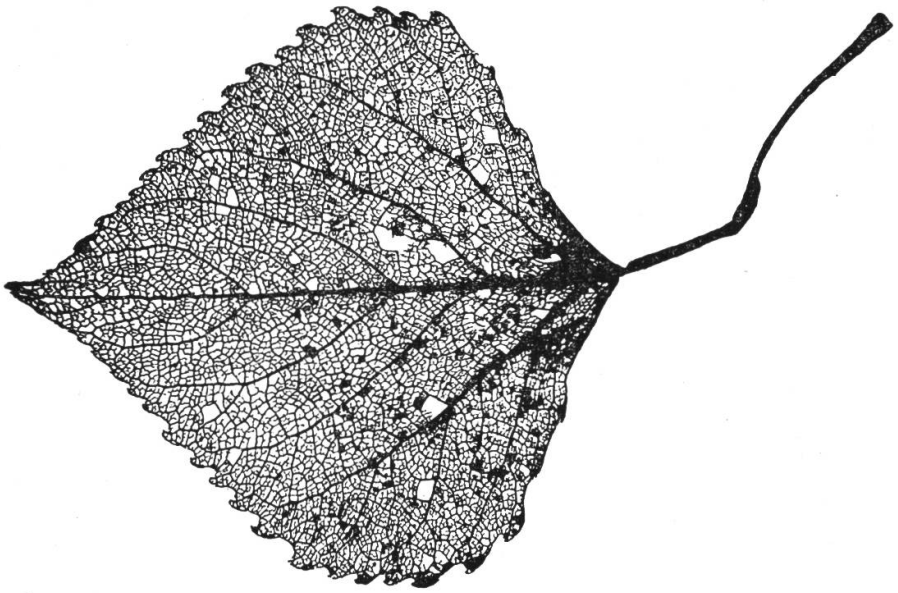
Seit der Zeit, da man ein Schoß aus der Lombardei in unsere Gefilde herüberbrachte, führt der Baum auch hin und wieder den Namen Lombardische Pappel. Weil aber schon früher Italien auf dem Wanderwege des schönen und eigenartigen Fremdlings von Ost nach West, Zwischenstation und neben Kleinasien und Griechenland zur weitern neuen Heimat geworden, nennen ihn die Pflanzenkundigen auch immer wieder Italienische Pappel.

Pappelreiser schlagen sehr leicht aus. Mit diesem Wissen konnte man darum auf eine mühelose Weise überall dort den Baum anpflanzen, wo Bodenverhältnisse und Laune des Menschen seinen Lebensanforderungen zusagten. Er liebt offensichtlich lehmdurchsetzten, sandigen Boden und weiß milde Himmelstriche durchaus zu würdigen. Zum rechten Gedeihen braucht er Luft und Licht. Die Strahlen der Sonne müssen von allen Seiten frei hinzutreten können. Er ist ein ausgesprochener Individualist. Die Geselligkeit mit andern Bäumen schätzt unser Fremdländer keineswegs, ja er geht in seinem Eigenbrötlertum so weit, daß er sich ihnen gegenüber geradezu feindselig verhält, sie benachteiligt und schädigt wo er nur kann. Für die Anpflanzung in Wäldern käme der Baum schon aus diesen Gründen nicht in Frage. Hingegen weiß er doch auch wieder mit einigen sympathischen und lobenswerten Eigenschaften aufzuwarten. So eignet er sich zum Beispiel vorzüglich zur Bestockung alter Flußbette, sowie zum Anbau an Bächen und Flüssen. Teiche umrahmt er malerisch oder er steckt seine lange Fahne wirkungsvoll auf Dämme. Hat die Pyramidenpappel einmal Boden gefaßt, schießt sie mit verblüffender Vehemenz in die Höhe und erreicht schon in wenigen Jahrzehnten Höhen von 20 bis 25 Metern. Aber alt wird dieser Sonderling nie. Hundertjährige seines Geschlechts zählen schon zu den größten Seltenheiten! Die ausschließliche Vermehrungsart durch Stecklinge mag eine der Ursachen sein, welche das in den letzten Jahren öfters beobachtete Absterben vom Gipfel her abwärts bedingen. Diese Wipfeldürre ist zu einer allgemein bekannten Erscheinung geworden. Verschiedene Botaniker meinten (wohl etwas voreilig), daß dieselbe das untrügliche Zeichen einer offenbar gewordenen Altersmüdigkeit, ja einer unaufhaltsamen Altersschwäche und des langsamen Niederganges sei. Vielleicht ist es aber auch nur so, daß der Baum, wenn er einmal eine gewisse Größe erreicht hat, einfach nicht mehr genügend Wasser nachzuschieben vermag, da er an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt ist. Ohne Zweifel wird oben in der luftigen Wipfelempore reichlich, in manchen Fällen allzu reichlich viel Wasser verbraucht. Dann wird man auch nicht übersehen dürfen, daß vielerorts Drainage, Bach- und Flußkorrektionen eine gewisse Senkung des Grundwasserspiegels bedingten, so daß die Bäume der nötigen Feuchtigkeit ermangelten und mit Kränkeln reagierten.

Als Südländer ist unsere Pappel gegen Fröste und andere Wintersnöte viel empfindlicher als der vermutliche Stammvater, die Schwarzpappel. Dagegen ist der Baum gegenüber menschlichen Eingriffen keineswegs sensibel. Er verträgt unglaubliche Torturen. Schneiteln und Köpfen verunstalten ihn oft aufs erbärmlichste und

machen ihn zu einer bejammernswerten Figur, aber seine vegetative Kraft ist so groß, daß er sich verblüffend rasch erholt und bald wieder in Form ist.

Wind und Sturm wühlen oft mächtig in seinem flirrenden und flimmernden Blätterwerk, ja es geschieht nicht selten, daß ihre Gewalt ihn niederwerfen. Man sieht darum besonders an frei ste-



Ein *Pappelblatt,* wie es der Herbstwind vor unsere Füße weht. Die rautenförmige Umrißform ist ein Charaktermerkmal der Pyramiden- oder Italienischen Pappel, ebenso der eigenartig hakig gezähnte Blattrand. Im vollen sommerlichen Leben ist das Blatt beidseitig kahl und von gebrochenem mattem Glanze. Beim Blattfall entkleidet sich der Baum von oben her und überläßt die Blätter in rasch niedersteigender Folge dem Winde. Fällt eines der Blätter zufällig in eine Wasserlache und bleibt dort längere Zeit liegen, so mazeriert es sich, das heißt das „Fleisch" der Blattsubstanz verfault, fällt heraus und es bleibt ein überaus zierliches Gebilde zurück, das die Verästelungen der Haupt- und Seitennerven bis ins feinste Detail zu erkennen gibt. Dieses prachtvoll organisierte und aufs Bewundernswerteste durchgebildete Adernetz dient beim lebenden Blatt nicht nur für die Festigkeit der Blattkonstruktion und die notwendige Stoffableitung durch den auffallend langen Stiel ins Holzwerk und zu den Wurzeln, sondern spielt auch eine hervorragende Rolle bei der Wasserzufuhr und -verteilung innerhalb des Blattes selbst, vor allem aber bei der so überaus notwendigen Wasserverdunstung, welche weitgehend den Saftstrom wipfelwärts reguliert. Wir dürfen daher die Blattnervatur als ein dichtmaschiges Wassernetz von schöner Vollkommenheit betrachten.

henden Pappeln nicht selten seitlich am Stamm herablaufende starke Stützpfeiler, die der Baum in vorsorglicher Weise gegen das Umgeworfenwerden anlegte. Diese Verdickungen erinnern lebhaft an die Strebepfeiler bei gotischen Domen. Ihre Aufgabe ist übrigens ähnlich. Es ist auch ganz natürlich und vor allem zweckentsprechend, daß sie sich besonders auf der Leeseite, das heißt im Windschatten der Bäume zeigen, eben auf jener Seite, wohin sich der Baum beim Sturme neigt.

Aus naheliegenden Gründen ist die hohe, schlanke Pappel dem Blitzschlage sehr stark ausgesetzt. Man findet daher in ihrer Rinde besonders häufig als Folge von Verbrennungen durch den Blitz entsprechende Narbenspuren. In der Nähe einsamer Bauernhöfe muß der schlankwüchsige Baum oft den Blitzfänger und Blitzableiter ersetzen.

Die silberige, graubraun gefärbte Rinde ist meistens tief zerfurcht und von einer Unzahl Risse und Gräbchen durchsetzt, die sich eigentümlich strähnig anordnen und öfters große, linsenförmige Inseln umgrenzen. In diesen Vertiefungen findet mancherlei Ungeziefer ein ideales Schlupfwinkelnest. Diese Tierkolonnen machen daher den Baum oftmals, besonders in der Nähe von Wohnstätten, unbeliebt. Mit Vergnügen und Eifer fahndet der Naturfreund vom Juli bis in den September nach den gelbgrünen Raupen des zart rötlichgrau gefärbten Pappelschwärmers und nach dem Pappel-Ordensband mit seinen zinnoberroten Hinterflügeln, oder er hängt sein Herz an das wunderbar schimmernde Silbergrau des Mondvogels, eines Nachtfalters, der in der Ruhestellung ebenso gut getarnt ist wie seine eben erwähnten Brüder, so daß nur ein rechtes Sperberauge ihn zu entdecken vermag. Harmlose Ansiedler sind neben diesen Tieren verschiedene Flechten und Moosarten. Sie schaden dem Baum und der Umwelt kaum.

Lästig, ja sehr lästig können die verschiedenen Stockausschläge werden, die, hindert man sie nicht, den Kreis ihrer reproduktiven Tätigkeit in Form von Wurzelbrütlingen sehr rasch in den nahen Acker ausdehnen. Bis zu drei Dutzend Metern im Umkreis vermögen die Wurzeln nahe der Oberfläche dahinzukriechen. Eine bemerkenswerte diesbezügliche Schilderung gibt Adalbert Stifter, der feinsinnige österreichische Erzähler, in dem kunstvollen, geruhsam schönen Roman „Der Nachsommer", wenn er dort schreibt: „Früher war der ganze Weg eine Allee von Pappeln gewesen; allein, da er ganz gerade durch die Gegend geht und mit den geraden Bäumen bepflanzt war, so erschien er sehr unschön und für einen Lustweg, was er sein sollte, wenig geeignet. Nach Beratungen mit ihren Freunden hatte Mathilde die Pappeln, welche außerdem den

Feldern sehr schädlich waren, nach und nach beseitigt. Sie waren gefällt und ihre Wurzeln ausgegraben worden." [4]

Napoleon muß eine große Vorliebe für die langschäftigen Bäume besessen haben. In beinahe unübersehbarer Folge säumten sie die großen Überlandstraßen Frankreichs. Später wurde ihre Anpflanzung auch in Deutschland befohlen oder man lernte sie als Alleebäume lieben. Seit dieser Zeit führen sie daselbst den Namen Chaussee-Pappel.

Der sehr raschwüchsige Baum erzeugt Holz in Menge, und zwar in kürzester Zeit. Es ist weich und nur mäßig schwer. Weil es bequem spaltbar ist, wird es gern in der Möbelschreinerei oder zur Herstellung von Zündhölzern und Zigarrenkistchen verwendet. Auch kann man es leicht drechseln und schnitzen, so daß seine Verwendungsmöglichkeit eine überraschend vielfältige und ausgedehnte ist.

Den Knospen wird ein angenehmer balsamischer Duft nachgerühmt. Die Blätter, hin und wieder als Viehfutter verwendet, haben eine eigentümlich dreieckige Gestalt, die aber in ihrer plastischen Wandelbarkeit bis zur Eilinie und zu einem rautenartigen Umriß hinüberneigen kann. An diesem Blatte erkennt man wieder einmal mehr, welch vortreffliche Lehrmeisterin die Natur uns sein kann, wenn wir nur recht hinschauen wollen. Das wunderbare Filigran der Adern und Äderchen demonstriert dem sinnenden Betrachter eindringlich nicht nur das Gesetz einer richtigen Wasserversorgung und guten Nahrungsverteilung, sondern auch einer ausgezeichneten Wirtschaftsordnung auf abgegrenztem Raum und läßt uns ahnen, wie sehr wir Menschen uns noch in manchen Belangen in Anfängen mühen, was hier in harmonischer Vollendung bereits erreicht ist.

Die Blüten des Baumes wird man kaum zu Gesicht bekommen, da sie gewöhnlich hoch oben im Geäste sitzen und als Windblüten fast gar nicht auffallen. [5]

Daß die Pappeln im weiteren Sinne schon seit recht langer Zeit aus diesem oder jenem Grunde einer gewissen Bedeutung und Wertung nicht entbehrten, beweist deren Aufnahme in verschiedene Familienwappen, wo sie im Bilde einzeln oder zu mehreren beisammen erscheinen.

[4] Bei unsern Lenzburger Bäumen hat man aber nie eine Schädigung der nahen Äcker und Wiesen festgestellt.

[5] Einen bestimmten Verwandtschaftskreis von Pflanzen rechnet der Botaniker zu einer Familie. Das größte und wichtigste Kontingent unserer Waldbäume stellt die Familie der Kätzchenbäume oder Kätzchenblütler. Der etwas eigenartige Name wurde von der allbekannten mundartlichen Bezeichnung „Chatze-

Auf unserem prächtigen Lichtbild ist die belebende, ja beherrschende Rolle dieser Bäume augenscheinlich. Als schöne, lebendige Gebilde vereinigen sich die schlanken, hochwüchsigen Gestalten harmonisch mit dem umgebenden, schlichten Landschaftsbilde.

Dürfen wir vielleicht mit einem kürzlich verstorbenen und sehr geschätzten Feuilletonisten vermuten, „daß es Menschen mit himmelstürmenden Seelen und schweifenden Sinnen waren, welche diese Bäume zu sich heranholten, und, daß es ihnen nie gelungen war, auf ihrem Besitztum ganz heimisch zu werden? Auch, daß wegen ihren Sehnsüchten nach Weite und Ferne sie sich von den in die Höhe und in ein Unbekanntes weisenden Bäumen innig angezogen fühlten, von Bäumen, die sich selbst wie Fackeln in den Händen tragen und durch ihre Erscheinung wie Fremdlinge wirken unter all den übrigen Bäumen?"

büseli" herübergenommen, wie sie besonders bei gewissen Weidenarten anschaulich vor Augen tritt. Alle Kätzchenblütler sind, wie der Fachausdruck sagt, getrennten Geschlechts, das heißt die männlichen und die weiblichen Blüten sind für sich gesondert. Sind dann sogar die „Männchen" und „Weibchen" noch auf verschiedenen Baumindividuen, wie bei unserer Pyramidenpappel verteilt, so redet man von „Zweihäusigkeit", weil die Geschlechtsgenossen und -genossinnen auf verschiedenen Bäumen, in übertragenem Sinne in verschiedenen „Häusern" untergebracht sind. Die männlichen Blüten (und nur solche wird man bei uns zu Gesicht bekommen!) kann man zur Blütezeit als leuchtend rote Gebilde in kleineren oder größeren Mengen unter den Bäumen liegen sehen.

LEGENDE VON DER ESPE ODER ZITTERPAPPEL

Dieser Baum soll nämlich beim Tode des Heilandes stolz und unbeweglich geblieben sein, während sich alle andern Bäume in tiefer Trauer neigten; dafür zittern jetzt seine Blätter beim leisesten Lüftchen. — Von dieser Legende gibt es mehrere Varianten: In Böhmen heißt es, daß alles still war, als Christus in den Himmel emporfuhr, nur die Zitterpappel rührte sich, daher muß sie noch heute zittern.

Aus: „Die heimische Pflanzenwelt im Volksbrauch und Volksglauben", von H. Marzell.